

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Alexander, genannt Dritter, ist total pleite, als er 1952 mit seiner Frau Marthe und seinen drei Söhnen Alex, Wilhelm und Peter Zuflucht im Haus der Familie in der Kippingstraße suchen muss. Nun sind die Wolkenrath-Geschwister wieder unter einem Dach vereint. Familienidylle stellt sich aber nicht ein, denn bald kommt es zu heftigen Kämpfen zwischen Marthe und Cynthia. Die zwölf Windhunde, die ebenfalls im Hause leben, sind nicht selten Gegenstand dieser Auseinandersetzungen. Wir erleben den Kalten Krieg, den Mauerbau und den Beginn der Frauenbewegung mit der Familie Wolkenrath, ebenso wie die große Elbeflut, die Mondlandung und das Festival in Woodstock. Und schließlich wird auch Alexander Wolkenrath vom deutschen Wirtschaftswunder profitieren.

*Elke Vesper* hat selbst viele Jahre in dem Haus in der Kippingstraße gelebt, in dem sie ihre Familie Wolkenrath angesiedelt hat. Sie hat zahlreiche Romane veröffentlicht, in denen starke Frauenfiguren eine zentrale Rolle spielen. Elke Vesper arbeitet neben dem Schreiben als Psychotherapeutin, hat drei erwachsene Kinder und lebt in Hamburg.

*Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

Elke Vesper

# Verlust und Aufbruch

Roman

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, November 2019

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-29723-8

Marthe versuchte mit ihrem schmalen Mund sogar ein Lächeln, als sie ihren Mann anschaute, der aber seinen Blick starr nach vorne gerichtet hielt. Sein Name lautete Alexander Wolkenrath, so hieß er in dritter Generation, weshalb seine Schwester Stella ihn irgendwann Dritter genannt hatte. Als Marthe ihn vor elf Jahren kennengelernt hatte, gehörte dieser Name bereits zu ihm wie seine frühe Kahlköpfigkeit. Eingequetscht zwischen ihm und der Wagentür, machte sie sich schmaler, als sie ohnehin schon war, um Dritter nicht zu viel Platz wegzunehmen, der sonst vielleicht in die Verlegenheit käme, Josef, der sie freundlicherweise in seinem Hanomag von Ratekau nach Hamburg fuhr, beim Bedienen der Gangschaltung zu behindern.

Josef war Schmied, und er zitierte gern aus der Bibel. Das hatte er auch getan, als er nach einem letzten Bier in der einzigen Kneipe von Ratekau Dritter linkisch den Arm um die Schulter gelegt und gesagt hatte: »Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus. Dat is von Jesaja. Ick foar di no Hamborch, min Jung.«

Dritter hatte es, weil er es furchtbar komisch fand, in derselben Nacht noch Marthe erzählen wollen, damit sie endlich mal wieder etwas zu lachen hatte, sie war aber schon eingeschlafen und hatte also nur Kauderwelsch verstanden und nichts komisch gefunden, weder aus ihrem als einzigen Lebensquell empfundenen Schlaf aufgeweckt zu werden, noch was ihr Mann ihr da mit seinem Bieratem entgegenfaselte.

Am nächsten Morgen jedoch hörte sie ihm zu, überraschte ihn dann aber mit einer alles andere als amüsierten Reaktion: »Diese Religiösen lügen wie gedruckt. Er führt uns nicht in sein Haus, er entfernt uns aus seinem Dorf, so schnell er kann, als hätten wir Lepra.« In Dritters verwirrtes Gesicht hinein fauchte sie, und es klang so entsetzlich bitter, dass er sich schämte für das, was aus seiner Frau geworden war: »So einen Versager wie dich will keiner in seinem Haus, nicht mal drei Straßen weiter haben.« Nach einer kurzen Pause, in der sie, atemlos vor Zorn, kein Wort mehr herausgebracht hatte, stieß sie noch hervor: »Und sein Jung bist du auch nicht, eher ist er dein Jung.«

Böswillig erinnerte sie ihn damit daran, dass Dritters Söhne im Alter von fünf, sieben und zehn im Alter von Josefs Tochter waren. Deren Großvater war jünger als Dritter.

Nun saßen sie also auf der Vorderbank des dreirädrigen Autos, das in jeder Kurve umzukippen drohte, hinten auf der Ladefläche zwischen allen möglichen zusammengerafften, scheinbar wertvollen und fürs Leben notwendigen Sachen, ihre zwei jüngsten Söhne Wilhelm und Peter. Alexander, der Älteste der drei, war schon vor Monaten nach Hamburg zu seinen Tanten gezogen, um auf den Besuch des Gymnasiums vorbereitet zu werden.

Von Zeit zu Zeit kontrollierte Marthe durch die schmale Glasscheibe zwischen Fahrerkabine und Ladefläche, ob sie auch keinen Unfug anstellten. Sie konnte zwar nicht hören, was die Jungs sagten, aber sie schienen viel Spaß zu haben, denn ihre Gesichter waren hell und neugierig auf die Fahrbahn hinter ihnen, auf die Felder und Wiesen rechts und links und einander zugewandt. Wenn ein Auto hinter ihnen fuhr, was immer nur kurz vor dem notwendigen Überholmanöver geschah, fuchtelten und winkten Wilhelm und Peter wie verrückt, und Marthe bemerkte, dass viele der Insassen der vorbeifahrenden Autos lächelnd darauf antworteten. Wenn die wüssten, was für ein Elend hier kutschiert wird, dachte sie.

Es war nicht das erste Mal, dass sie daran zweifelte, ob ihre Entscheidung, diesen Mann vor elf Jahren, am 1. September 1941, zu heiraten, die richtige gewesen war. Nun, im Grunde zweifelte sie gar nicht mehr, sie wusste, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Die Zeit seit ihrer Eheschließung hatte mehr oder weniger einem Albtraum geglichen. Erst seit sie 1945 – ermöglicht durch ihre guten Beziehungen zu Major Tom, was wiederum ermöglicht worden war durch ihre guten Englischkenntnisse – auf die ehemalige Flakstation in Ratekau gezogen waren und Dritter seine hochfliegenden Pläne von einer Fabrik, in der Herde hergestellt werden sollten, zielstrebig von Tag zu Tag verfolgte, zumindest schien es so, und sie gleichzeitig aufgrund des weitläufigen Geländes und einiger Helfer so etwas wie Landwirtschaft betrieben, wenigstens so viel, dass sie regelmäßig zu essen hatten, erst seitdem hatte Marthe wieder Hoffnung geschöpft, dass ihre Vorstellung vom Leben vielleicht doch irgendwann verwirklicht werden könnte. Sogar mit diesem Mann.

Diese Hoffnung hatte sich nun zerschlagen. Dritter war grandios gescheitert, er konnte seine Rechnungen schon seit längerem nicht mehr

bezahlen, und er musste sowohl die Fabrik mit den Werkzeugen, die Zeichentische der Ingenieure wie auch das Wohnhaus und die Landwirtschaftsgeräte holterdipolter zurücklassen.

»Holterdipolter«, das war das Wort, das sie benutzt hatte, damit die Jungs etwas zu lachen hatten, als sie die Ladefläche des Hanomag mit den Möbeln und dem Hausrat beluden, von dem Marthe sich nicht trennen wollte.

Wilhelm und Peter saßen auf einem zusammengerollten Teppich, vor ihnen Kisten voll edelsten Geschirrs und Kristalls, das aus der Zeit stammte, als Dritter zurückgelassenes Eigentum geflohener Juden ersteigert hatte. Zwei Koffer enthielten ihre Kleidung. Während des Einpackens war Marthe sehr sauer aufgestoßen, dass die Anzüge und Schuhe ihres Mannes mehr Platz beanspruchten als ihre wenigen Röcke und Blusen und ihre zwei Paar schwarzen Pumps. Seit Jahren schon verfolgte Marthe das Ziel, gediegen gekleidet zu sein. Gediegenes Understatement, das war ihr Wahlspruch, geprägt durch die Zeit als Aupair in London, die sie bis heute als Schmuck ihres Lebens mit sich trug und vorzeigte wie andere Frauen einen wertvollen Diamantring. Für die Präsentation ihrer Gediegenheit reichten zwei schwarze Röcke und zwei weiße Blusen, dazu noch eine schwarze Bluse für festliche Anlässe, die Eleganz unterstrich sie mit einer Perlenkette. Dazu zwei Paar schwarze Pumps und zwei Paar Nylonstrümpfe. Dritter hingegen besaß vier Anzüge, zwei mit Nadelstreifen, einen dunkelblauen, einen sommerlich hellen, und die Anzahl seiner Schuhe ging ins Lächerliche. »So viele Schuhe brauchen nur Nutten«, hatte sie verächtlich gemurmelt, als sie den Inhalt der Schränke in die Koffer verstaute. Aber sie hatte jeden einzelnen Schuh mit Zeitungspapier umwickelt und ihn zwischen die Kleidung in die Koffer gequetscht. Erst als sie merkte, dass auf diese Weise kein Platz mehr für die Kleidung der Söhne blieb – und die besaßen außer den Lederhosen nur wenig –, hatte sie die Schuhe seufzend wieder herausgerissen und in einen Pappkarton geworfen. Ein zweiter Karton musste für die Gummistiefel der Jungs herhalten, sie selbst hatte beschlossen, ihre Gummistiefel mit dem Hausrat in Ratekau denjenigen zu hinterlassen, die damit etwas anfangen wollten. Und konnten. Vielleicht würde die Station auch geplündert werden, niemand wusste, was geschehen würde, wenn Dritter mit seiner Familie verschwunden war.

Er hatte schon lange gewusst, dass ihm das Wasser bis zum Hals stand, bevor er es Marthe endlich gebeichtet hatte. Er hatte die vielen



Gläubiger wortgewaltig so lange vertröstet, bis ihm nichts anderes übrigblieb, als alles Inventar zurückzulassen und einfach zu verschwinden. Bei ihm war nichts mehr zu holen, die Seifenblase einer Fabrik von Herden und anderen Elektroartikeln war geplatzt, nun musste er sein nacktes Leben retten – und das seiner Familie.

Niemals in ihrem Leben, so schwor Marthe sich, als sie mit entschiedenem Schwung ihre Gummistiefel neben die Eingangstür zurückplatzierte, wo sie sie unschlüssig hochgenommen hatte, niemals mehr würde sie solche ungemütlichen, den Gang hässlich verunstaltenden Treter an ihre Füße lassen. Ihre schmalen Lippen umspielte ein leises versöhnliches Lächeln, als sie beschloss, bis zu ihrem Tod nur noch schwarze Pumps zu tragen, auch im Hause, Pantoffeln kämen ebenfalls nicht mehr an ihre Füße.

Der Hanomag rumpelte durch Schlaglöcher. Anfangs hatten Wilhelm und Peter es noch witzig gefunden, wie sie in die Höhe geschleudert wurden und dann hinunterplumpsten, inzwischen versuchten sie, die übelsten Löcher auszugleichen. Marthe bemerkte, wie ihre Söhne misshütig wurden, sich verstohlen die Hintern rieben und nach einiger Zeit, als niemand ihnen zu Hilfe kam, versuchten, es sich etwas bequemer zu machen, indem sie Bettwäsche auf den Teppich stopften und sich aneinanderlehnten. So schaukelten und hopsten sie auf der Ladefläche langsam in den Schlaf.

Auch Marthes Kopf wackelte hin und her, sie war versucht, ihn auf Dritters Schulter abzulegen, aber das verbot sie sich. Sie hatte am Morgen ihre Haare so gut wie möglich frisiert, um den Schwägerinnen nicht vollständig verwarlost entgegenzutreten. Also erlaubte sie sich nur, den Kopf leicht an die Scheibe zu legen, wo jedes Schlagloch allerdings verhinderte, dass sie irgendwie einschlummerte. Schließlich wollte sie weder ihre Frisur noch ihren Kopf und schon gar nicht die Scheibe beschädigen. Wie viel Zeit schließlich vergangen war, als sie endlich in Hamburg in der Kippingstraße anlangten, vermochte sie nicht mehr einzuschätzen.

Die Jungs schliefen noch, und das erleichterte Dritter und Josef, die Ladefläche zu leeren und die Sachen auf den Gartenweg vor dem Haus abzustellen, ohne dass ihnen die zwei im Wege waren. Marthe stand unschlüssig daneben. Was sollte sie tun? Was würde jetzt geschehen? Sie hatten zwar geklingelt, aber im Haus bewegte sich nichts. Marthe setzte sich auf einen Pappkarton.

Sie wusste, dass Dritters Geschwister nicht gerade begeistert gewesen waren, als sie erfuhren, dass zusätzlich zu dem bereits im Haus wohnenden ältesten Sohn die ganze restliche Familie einfallen würde. Dritter hatte zwar kein Wort darüber verloren, aber sie ahnte, dass er sich einiges hatte ausdenken müssen, um vorübergehend Obdach gewährt zu bekommen.

In dem Haus wohnten Dritters Schwester Lysbeth mit ihrem Mann Aaron, der, obgleich Jude, die Nazizeit überlebt hatte, und das auch, weil die arische Familie Wolkenrath getreu ihrem Wahlspruch »Blut ist dicker als Wasser« den Mann ihrer Schwester als Familienmitglied immer wieder geschützt hatte. Lysbeth und Aaron, dessen war Marthe sich sicher, hatten bestimmt Verständnis für ihre verzweifelte Lage. Anders als Cynthia, der Frau von Dritters älterem Bruder Eckhardt. Cynthias Verehrung für Hitler hatte das Ausmaß einer sexuellen Obsession angenommen, sie verehrte Sieger, und sie verachtete den Bruder ihres Mannes, Alexander der Dritte, weil der sich immer wieder als Verlierer auf ganzer Linie erwies. Dritters Schwester Stella bewohnte die obere Etage des Hauses, aber sie hielt sich lange Zeiten in England bei ihrem Liebsten Anthony Walker auf, einem erfolgreichen Schriftsteller, was jedoch glücklicher klang, als es war, weil Stella bis zum heutigen Tage, sieben Jahre nach Kriegsende, immer noch nicht gewagt hatte, sich von ihrem Ehemann, dem Kapitän Jonny Maukesch, scheiden zu lassen. Während Stellas Abwesenheit bestand also die Gefahr, dass Jonny die obere Etage bewohnte, und Jonny hatte Dritter bereits einmal verklagt, weil der ihm ein Schwein, für dessen Mästung Jonny nach dem Krieg während des allgemeinen Hungerns seinem Schwager Geld gegeben hatte, nie hatte zukommen lassen, und weil er ihm eine ausgeliehene Schreibmaschine nicht zurückgegeben hatte. Jonny war also, so vermutete Marthe, nicht unbedingt versessen darauf, mit der Familie von Dritter unter einem Dach zu wohnen. Blieb noch Eckhardt, Dritters älterer Bruder, Ehemann von Cynthia. Sie hatten damals sogar eine Doppelhochzeit gefeiert, Dritter und Marthe und Eckhardt und Cynthia. Eckhardt folgte Cynthia wie ein ängstlicher Hund. Dass dies aus Liebe geschah, bezweifelte Marthe, seit sie die beiden kannte, aber eins war gewiss: Wenn Cynthia ihr die Anwesenheit in diesem Haus zur Hölle machen würde, würde ihr Mann ihr keinen Widerpart bieten.

Länger als vorübergehend, so hatte Marthe ihrem Mann eindeutig klargemacht, wäre sie nicht bereit, sich mit ihrer ganzen Familie in

das kleine Zimmer zu quetschen, das als »Gartenzimmer« bezeichnet wurde, weil es der Zugang zum Garten war, der von allen auch weiterhin benutzt werden würde, das hatten Dritters Geschwister verlangt, und so hatte Dritter es wiederum seiner Familie erklärt, ohne auch nur ein leises Murren des Widerspruchs zu dulden. Zugleich hatte er hoch und heilig versprochen, sowohl seiner Frau als auch seinen Geschwistern, dass das Ganze ein Intermezzo sein würde von allerhöchstens zwei Monaten, dann würden sie in ihr Haus in der Johnsallee ziehen. Dort mussten nur noch die Mieter der unteren Etage das Haus verlassen. Eckhardt, der ansonsten eher sanft und vorsichtig war, hatte sich Dritters Plänen besonders vehement widersetzt, hatte sogar schriftlich die Drohung ausgesprochen, dass er juristische Maßnahmen ergreifen werde, sollte Dritter sich nicht an die Abmachungen halten. Diese Drohung hatte Marthe besonders geängstigt, denn wenn schon Eckhardt sich so verhielt, was würde dann seine Frau tun oder Jonny Maukesch.

Marthe entdeckte ihren Sohn Alexander, der gemessenen Schrittes an der Hand seiner Tante Cynthia auf das Haus zustrebte, in dem er seit Monaten wohnte und vor dem der olivfarbene verbeulte Hanomag des Schmieds parkte, in dem seine Familie aus Ratekau gekommen war. Marthes Magen krampfte sich zusammen, als sie den kurzen Ruck sah, der durch Alex ging, als er seine Brüder erkannte, die nach wie vor auf der Ladefläche ausgestreckt schliefen. Sie sah auch, wie Cynthias Griff fester wurde und Alexander wieder in den gleichen Schritt fiel wie zuvor, ohne Eile gleichmäßig voranstrebend. Wie ein marschierender Soldat, dachte Marthe, und am liebsten hätte sie der Schwägerin die Hand ihres Sohnes entrissen. Sie verfluchte sich selbst, dass sie Alex in die Obhut dieser Frau gegeben hatte, nur damit er auf die »Höhere Schule« gehen und Abitur machen konnte.

In diesem Augenblick, wie durch Zauberei, wachte Wilhelm auf, rieb sich die Augen, rüttelte an Peters Schultern und rief: »Aufwachen, du Schlafmütze! Wir sind da.« Er erblickte seinen älteren Bruder, den er unendlich vermisst hatte, seit der aus Ratekau fort nach Hamburg gezogen war. »Alex!«, schrie er, und mit der ihm eigenen körperlichen Behändigkeit sprang er auf, vom Wagen herunter und rannte auf Alex zu, fröhlich wie ein junger Hund auf einen Spielkameraden. Leicht peinlich berührt verzog Alex seinen Mund, blickte fragend zu seiner Tante, die zögernd seine Hand losließ, und streckte Wilhelm den Arm entgegen. Der achtete gar nicht darauf, er schmiss sich dem Bruder

an die Brust und sprang an ihm hoch. »Du bist gewachsen!«, rief er. »Mensch, so groß warst du doch letztes Mal noch nicht!« Da schlich sich ein verstohlenes Grinsen auf Alex' Gesicht. »Sieben Zentimeter«, verkündete er stolz. »Onkel Eckhardt hat mich vermessen.«

Marthe hatte keinen Schritt auf ihren Sohn zu gemacht. Er sollte zu ihr kommen, hatte sie beschlossen, als sie den Gleichschritt von Schwägerin und Sohn beobachtet hatte. Nun aber hielt es sie nicht länger, sie durchmaß den Gartenweg mit schnellen Schritten und schloss ihren Sohn in ihre Arme. Sie unterdrückte die Tränen, die in ihr von der Brust hochschießen wollten, als sie merkte, wie sich Alex in ihrer Umarmung versteifte. Seine Arme hingen an ihm herab, seinen Kopf hielt er starr von ihr abgewandt. Die Genugtuung, sie weinen zu sehen, würde sie der Schwägerin nie zuteil werden lassen.

Was ist los mit ihm?, schrie es in ihr. Aber bevor sie auf die Antwort ihrer inneren Stimme horchen konnte, war auch Peter von der Ladefläche gehüpft und hängte sich an Alex' Schultern, hangelte sich am Rücken des Bruders hoch, bis er wie ein Rucksack an ihm hing, die Beine um seine Taille geklemmt.

Alex machte sich hastig von seiner Mutter los und trottete ein paar Schritte mit dem Bruder hin und her auf dem Gartenweg, bis er ihn abschüttelte. »Das reicht! Ich bin ja kein Pferd«, sagte er streng. Peter gehorchte sofort.

Cynthia näherte sich, reichte allen höflich die Hand, auch sie auf diese seltsam starre Weise wie Alex, als wollte sie ihr Gegenüber in möglichst großer Entfernung halten. Sie schloss die Haustür auf, bemerkte kühl: »Ihr wisst ja, wie der Weg nach unten geht. Wenn ihr alles ausgeladen habt, sagt Bescheid, dann koche ich euch einen Kaffee.« Sie legte eine Hand auf Alex' Kopf und führte ihn so mit sich: »Wir beide schauen uns erst mal deine Hausaufgaben an.« Alex folgte ihr selbstverständlich zu ihrer Wohnung, die fünf Treppenstufen höher lag als die Eingangstür. Dritter sah ihnen mit zusammengekniffenen Augen nach, wandte sich seinen beiden jüngeren Söhnen zu und sagte knapp: »Fasst mit an!«

Wilhelm hatte auf der Flakstation gelernt, bei der Arbeit anzupacken, wenn Not am Mann war. Also griff er selbstverständlich zu, um Kartons herunterzuwuchten. Peter wurde verboten, gemeinsam mit Wilhelm die Kartons die Treppen hinabzutransportieren, in denen sich zerbrechliche Dinge wie Geschirr oder Gläser oder Vasen befanden.

Er durfte die Gummistiefel tragen. Zumindest mit dem Wetter hatten sie Glück. In den vergangenen Tagen hatte es geregnet und gestürmt, heute schien sogar die Sonne. »April, April, der macht, was er will«, hatte Wilhelm gesungen, nachdem Josef gegrummelt hatte: »April ist wie mine Fru, unberechenbar.«

Als das Gartenzimmer vollgestellt war – Marthe fragte sich, wo sie nun noch Platz finden sollten für das mitgebrachte Bett –, sagte Josef energisch: »So, Lüd, nu bruk ik n anständigen Bohnenkaffee.« »Wilhelm«, kommandierte Dritter und wies mit dem Kinn nach oben. Gehorsam rannte Wilhelm die Treppen hinauf, klopfte an die Tür der Tante, öffnete sie vorsichtig, bevor er etwas gehört hatte, rief: »Wir sind fertig, du sollst Kaffee kochen!«, und rannte wieder die Treppen hinunter, als hätte er Angst, von einer bösen Hexe verfolgt zu werden.

Es dauerte nicht lange, und sie saßen um den großen Tisch in der Küche im Souterrain versammelt, die »Herrschaftsküche« genannt wurde, obwohl niemandem mehr ersichtlich war, was an diesem dunklen, irgendwie Kälte und Feuchtigkeit ausstrahlenden Raum mit den vergilbten Kacheln herrschaftlich sein sollte. In der Mitte des Tisches dampften Schwaden aus einer goldverzierten Kanne, und der Duft nach Kaffee verzauberte die Luft. Um sie herum lagen unzählige Windhunde auf dem Fußboden.

Plötzlich standen Lysbeth und Aaron in der Küche. Niemand hatte sie kommen hören. »Es tut mir so leid, dass wir nicht da waren, als ihr kamt, aber ich konnte mich nicht früher freimachen«, sagte Lysbeth und umarmte alle der Reihe nach, wobei sie ihrer Schwägerin Cynthia ebenso wie Josef nur die Hand reichte. Aaron klopfte den Männern auf die Schulter, ebenso den drei Brüdern. Bevor er Marthe umarmte, hielt er sie auf Armlänge entfernt, um sie besser betrachten zu können. »Mit Verlaub«, sagte er lächelnd, »aber die Landluft ist dir gut bekommen, du siehst besser aus denn je.« Marthe errötete. »Das wundert mich nicht«, warf Cynthia spitz ein, »auf dem Lande gibt es alles satt. Im Gegensatz zur Stadt, wo wir für unser täglich Brot hart arbeiten müssen.« Marthe verschluckte eine patzige Antwort. Wie sollte sie jetzt davon sprechen, dass ihr Alltag kein Zuckerschlecken gewesen war, wo sie doch als Schmarotzer hier unterkriechen mussten.

Lysbeth trank einen Schluck Kaffee und sagte dann: »Liebste Cynthia, um der Wahrheit die Ehre zu geben, hungern tut hier im Haus niemand, oder siehst du das anders?« Cynthia wandte ihr das Gesicht

zu, und es wirkte, als wollte sie Lysbeth mit ihrer spitzen Nase aufspießen. »Dass hier niemand hungert, liegt daran, dass hier alle arbeiten und keiner schmarotzt.«

Josef sagte bedächtig, Wort für Wort in schönstem Hochdeutsch betonend: »Ein jeder erweise seinem Bruder Güte und Barmherzigkeit, und tut nicht Unrecht den Witwen, Waisen, Fremdlingen und Armen, und denke keiner gegen seinen Bruder etwas Arges in seinem Herzen! Jesaia.«

Aller Augen richteten sich auf ihn, der seelenruhig seine Tasse noch einmal vollschenkte. Wilhelm stieß Peter in die Seite: »Siehst du, so ist das, mein Bruder, sei gefälligst barmherzig«, schnappte nach dem belegten Brot, das vor Peter auf dem Teller lag und stopfte es sich in den Mund.

## 2

Marthe hatte einiges zu tun mit ihrem Hass. Das war keine bellende Wut, kein keifender Ärger, kein knurrender Groll, ihr Hass war schneidend, beißend, ihr Hass war auf Vernichtung aus. Ihr Hass machte sie bekannt mit der Mörderin in ihr.

Marthe hasste ihren Mann dafür, dass sie als ungebetener Gast in diesem Haus wohnen musste, weil er mit der vielversprechenden Firma *Wolkenrath und Söhne* in Ratekau Schiffbruch erlitten hatte. Sie waren nun elf Jahre lang verheiratet, in diesen Jahren hatte sie fünf Kinder geboren, zwei Kinder an den Tod verloren, und das alles, obwohl sie nie darauf erpicht gewesen war, Mutter zu werden, denn im Grunde mochte sie Kinder nicht besonders.

Sie hatte mit diesem Mann ein Desaster nach dem anderen erlebt, all seine Versprechungen hatten sich als schillernde Seifenblasen entpuppt. Sie hatte nicht Mutter werden wollen, sondern Gattin eines erfolgreichen Geschäftsmannes. Nun war sie Mutter, auch noch von drei Söhnen, obwohl sie unter einer beliebigen Menge von Kindern die Mädchen meistens noch am ansprechendsten fand, und sie war alles andere als eine Gattin, sie war die Frau eines Bankrotteurs.

Bei Kriegsende hatte sie Hoffnung auf eine hellere Zukunft geschöpft. Dritters Fähigkeit, günstige Gelegenheiten zu erkennen und

zu ergreifen, hatte ihr als Licht in der Nachkriegsdüsternis gedient. Den Traum, Bürgermeisterin zu werden, hatte sie schnell aufgegeben, stattdessen musste sie wie eine Bäuerin auf matschigem Boden die Kuh Hyacinthe melken und die Kartoffeln aus der Erde klauben. Das war zwar nicht märchenhaft, aber während alle hungerten, gab es bei ihnen Milch und Kartoffeln satt. Außerdem gaukelten ihres Mannes Visionen für die Zukunft ihr das Bild einer Unternehmersgattin vor.

Sie erinnerte sich noch sehr gut daran, wie sie ihn kennengelernt hatte, einen stattlichen gutgekleideten Mann, der sie zum Plausch bei Kaffee und Kuchen in das exklusive Hotel *Vier Jahreszeiten* an der Binnenalster einlud und zum Tanztee ins *Hotel Atlantik* an der Außenalster, wo er tanzte wie ein junger Gott, obwohl er auch damals schon für ihre Verhältnisse ein alter Mann gewesen war. Er hatte sie mit vielem verführt, das aussah wie Gold, sich aber später als Blech entpuppte. Er hatte ihr sogar eine Zukunft in dem herrschaftlichen Jugendstilhaus in der Johnsallee in Aussicht gestellt, das er von einer jüdischen Familie für Brosamen erworben hatte. Stattdessen war er bei ihr und ihrer Mutter in der Gärtnerstraße untergekrochen und hatte sein Haus in der Johnsallee vermietet, um wenigstens ein geringes Einkommen zu haben. In so vielem hatte er sie getäuscht, und immer wieder hatte sie ihm verziehen, doch inzwischen überschritt die Menge dessen, was sie ihm verzeihen musste, ihre Kapazität des Verzeihens, so kam es ihr zumindest vor, seit sie in der Kippingstraße gestrandet waren.

Schöne Bilder, auch Fotos, müssen in Gold gerahmt sein, so lautete Marthes Credo, und deshalb stand ihr Hochzeitsfoto in einem Rahmen aus breitem, in Gold lackiertem Holz sogar jetzt, da sie kaum eigene Möbel hatten, auf dem Nachttisch neben dem Foto ihrer Mutter, die leider nach Cuxhaven zurückgezogen war, als Dritter mit seiner Familie in Scharbeutz Unterschlupf vor dem Krieg gefunden hatte.

Marthe hatte auf der Flakstation nicht lange in der Erde buddeln müssen, bald hatte sie eine Magd gehabt, und dann kam auch der Mann, den bald alle Onkel Wertmann nannten. Wertmann war in der Lage, eine unglaubliche Zuversicht zu verbreiten, das geschah allein, weil er Zuversicht und Sicherheit und Weitsicht im Überfluss besaß und wie absichtslos um sich herum verstreute. Bald ging ein Knecht Onkel Wertmann zur Hand bei der Bewirtschaftung der riesigen ehemaligen Flakfläche.

Die Anzahl der Bewohner der Flakstation wuchs ständig, und alle wurden satt. Das war in diesen Jahren nach dem Krieg ein Segen, von

dem die Städter nur träumen konnten, weshalb sie in die Dörfer einfielen wie Kartoffelkäfer und die wertvollsten Dinge ihres Haushalts gegen Eier, Speck und Kartoffeln tauschten.

Marthe hatte ihr Leben als Ehefrau mit einer kleinen Aussteuer begonnen, inzwischen war ihr Haushalt vom Feinsten, zum einen, weil Dritter noch im »Reich« die »Nachlässe« der Juden billig ersteigert hatte, zum anderen, weil Marthe die meisten wirklich schönen Sachen ihres Hausrats gegen Eier und Kartoffeln und manchmal gegen Speck von den hungernden Städtern erworben hatte.

Sie hatte die Hühner gehasst, die auf dem eigens eingezäunten Acker im Matsch die ihnen hingeworfenen Körner aufpickten, deren Kot ätzend stank – Marthe bekam Atemnot, wenn der Knecht das Hühnerhaus mit der Spritze reinigte –, aber die Hühner hatten ihnen mehr Reichtum beschert, als es Dritter mit seinen unternehmerischen Spinereien gelungen war.

Nun hatte Dritter wieder einmal alles vergeigt. Monatelang hatten sie gebangt, ob sie wenigstens die Baracke verkaufen könnten, die er als Fabrikgebäude ausgebaut hatte, um angeblich Herde herzustellen, wo große Zeichentische wie Schmuckstücke aufgereiht waren und sich davor sogar zeitweilig schon Zeichner aufgebaut hatten. Dritter, so war ihr jetzt klar, ernüchtert nach all den Illusionen, war ein Schaumschläger, ein Versager, ja, gewissermaßen ein Heiratsschwindler. Für all das hasste sie ihn.

Und jetzt war sie hier in diesem Haus gestrandet, das damals zu seiner Heiratsschwindelei dazugehört hatte, denn er hatte sie in dieses Haus geführt und so getan, als wäre es gewissermaßen auch seines, auf jeden Fall, als sei es das Haus seiner Familie, und diese Familie war unglaublich vorzeigbar: gebildet und schön und illuster. Jonny Maukesch, der Kapitän der Woermann-Linie, ein so schmucker Mann! Er hatte damals bei dem ersten Treffen seine Kapitänsuniform getragen, und seine Augen hatten so blau geblitzt, dass sie nicht umhinkam, ihn sich auf der Brücke eines Schiffes auszumalen, wo er die Richtung wies. Vielleicht, so grübelte Marthe heute zuweilen, habe ich mich von Dritter nur zum Heiraten verleiten lassen, weil ich eigentlich in Jonny Maukesch verliebt war. Eigentlich hätte sie lieber den Kapitän geheiratet, aber der war nun mal vergeben an die großartige Stella, auch das ein Argument, das für Dritter sprach, dass er nämlich eine so brillante Schwester hatte.